

Erste Ausgabe wöchentlich siebenmal. Schriftleitung (Telefon Maribor Nr. 2670) sowie Verwaltung und Buchdruckerei (Telefon Maribor Nr. 2024) MARIBOR, Jurčičeva ul. 4; Filialredaktion in BEOGRAD, Despotičeva ul. 6. Tel. 2884. Anfragen Rückporto beilegen.



Inseraten- u. Abonnements-Annahme in Maribor Jurčičeva ul. 4 (Verwaltung) Bezugspreise Abholen monat 23 Din. Zusteller 24 Din. Turf monat 28 Din. für das übrige Ausland monat 35 Din. Einzelnummer bis 2 Din. Manuskripte werden nicht retourniert.

Mariborer Zeitung

Montags-Ausgabe

Optimismus in Finanzkreisen

Beginn der Washingtoner Beratungen — Das erste offizielle Kommuniqué

New York, 23. April.

Gestern vormittags begannen im Weißen Haus die englisch-amerikanischen Beratungen in größerem Kreis, nachdem sich am Vorabend Roosevelt und Macdonald in einer privaten Unterredung besprochen hatten. Macdonald frühstückte gestern in der englischen Botschaft. Dann hatte er eine kurze Besprechung mit seinen Sachverständigen und um 11 Uhr begannen die Beratungen mit den Amerikanern.

Präsident Roosevelt und Premierminister Macdonald haben folgendes gemeinsame Kommuniqué veröffentlicht: „Die Hauptprobleme der Weltwirtschaftskonferenz wurden durchgegangen, und es kam der Beschluß zustande, daß diese Probleme in erster Linie den Sachverständigen zugewiesen werden sollen, die ihre Besprechungen morgen nachmittags beginnen u. morgen abends fortsetzen sollen.“

Die Beratung wurde um 12.45 Uhr beendet. Die Kriegsschulden wurden in Beratung gezogen, aber Präsident Roosevelt maß die Hauptbedeutung der internationalen Währungsfrage zu. Roosevelt betonte, daß die Herabsetzung der Goldreserven für alle Devisen der Emission eines gesteigerten Wertes von Banknoten mit einer nachfolgenden Pause der Warenpreise ermöglichen würde.

Trotz starker Erhöhung der Dollarnoten konnten sich an der Börse die Kurse der Aktien sowie der Regierungsanleihen bessern. Dies ist auch den Optimismus zurückzuführen, den man in amtlichen Kreisen über die Möglichkeiten einer Stabilisierung der Währung hegt.

Das Staatsdepartement hat an die Botschaften in London, Paris, Berlin und Rom Telegramme geschickt, in denen erklärt wird, daß die Aufgabe des Goldstandards nicht auf einen besonderen Vorteil für Amerika, sondern auf eine allgemeine Besserung der Warenpreise in der ganzen Welt abzielt.

Paris, 23. April. Herriot hat von Bord der „Jie de France“ eine telegraphische Erklärung abgegeben, daß er sich nach Aufgabe des Goldstandards in Amerika bei den Washingtoner Besprechungen mehr dem je auf die Rolle des Beobachters beschränken werde. „Frankreich stehe heute mit seiner stabilen Währung und seinen hohen Goldreserven auf einem festen Felsen, gegen die Wellen der entwerteten Währungen branden. Nicht das Schicksal des Francs kann uns beunruhigen, sondern nur die Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes, den man Frankreich wegen des Goldstandards liefern wird. Der ehemalige amerika-

nische Botschafter in Paris, Walter Dugès, der zusammen mit Herriot nach Amerika reist, hat eine Erklärung abgegeben, in der er sagt, Amerikas Abgehen vom Goldstandard drohe die Besprechungen von Washington zu verwirren und zu komplizieren.

Wie der „Matin“ von Bord der „Jie de France“ meldet, hatte Roosevelt an Herriot ein Telegramm gerichtet, worin er Frankreich und England den Abschluß eines Zollvertrages bis zur Beendigung der Weltwirtschaftskonferenz anbot. Herriot war bereits im Begriff, den Vorschlag unter gewissen Vorbehalten anzunehmen, als die Nachricht von der Dollar-Krise eintraf und jeden derartigen Plan unmöglich machte.

„Petit Journal“ glaubt, daß Frankreich bei Zollvorkäufen gegen Amerika anwenden könnte, um den Inflationsimport amerikanischer Waren zu verhindern.

Einstellung der japanischen Offiziere

Tokio, 22. April. Da man der Meinung ist, daß die chinesische Gefahr an der Fehlgrenze jetzt angeschaufelt ist und die Chinesen ausreichend weit zurückgeworfen sind, um die Große Mauer außerhalb der Tragweite der chinesischen Artillerie zu halten, ist an die japanischen Truppen der Befehl ergangen, die Operationen südlich der Großen Mauer einzustellen.

Die Japaner werden sich gegen die Große Mauer zurückziehen, da sie überzeugt sind, daß die Chinesen eine Wiederholung ihrer Angriffe nicht beabsichtigen sie werden aber die chinesischen Truppen sofort unter Feuer nehmen, die in die neutrale Zone eindringen würden, die durch den Rückzug der japanischen Truppen gebildet worden ist.

Daladier über den Franc

Für den Zusammenschluß der Demokratien Europas. — „Die solideste Deckung auf der Welt.“

Paris, 23. April.

Ministerpräsident Daladier hielt heute in Orange eine Bankrede, in der er eingangs im Hinblick auf die große europäische Krise mehr denn je den Zusammenschluß der europäischen Demokratien forderte. Das französische Volk habe ein zehnmilliardenbezügtes Staatshaushalt geklärt und trotz

den Panik-Verbreitern über 5 Milliarden Francs dem Staatschatz zugeführt. Daladier ging sodann zur allgemeinen Weltlage über und erklärte, in der letzten Zeit entwickelten sich gewisse Dinge mit einer filmischen Schnelligkeit, wie sie niemand erwartet hätte. Nur die wenigsten hätten vorausgesehen, daß es als Einleitung zu der kommenden Weltwirtschaftskonferenz zur Zerreißen der Zusammenhänge zwischen Dollar und Franc kommen würde. Der französische Franc habe nichts zu befürchten von der Fluktuation anderer Währungen. Der Franc besitzt die solideste Deckung und ist die stabilste Währung Europas.

In seiner Rede kam Daladier auf Deutschland zu sprechen. Nur die wenigsten hätten zu einer Zeit, als die Genfer Debatten sich träge dahinschieben, geahnt, daß ein jüdischer Nationalismus zur Macht kommen werde. Frankreich habe keine Angst, da dieses seines Genius unwürdig wäre. Frankreich müsse allen Ereignissen ins Auge blicken und seien sie noch so beunruhigend.

Magens- und Darmstörungen, Anfälle von Schwindel, Störungen im Fortdauern des Aufgeregtheit Nervosität, Schwindelgefühl allgemeines Unwohlsein werden durch täglich ein Glas natürliches „Franz-Josef“-Bitterwasser gelindert. Ärzte von Welt Ruf preisen die vorzüglichen Dienste, die das „Franz-Josef“-Wasser besonders blutreichen konvulsen Personen, Sichelstern und Hämorrhoidalkranken leistet. Das „Franz-Josef“-Bitterwasser ist in allen Apotheken, Drogerien und Spezialhandlungen erhältlich.

Hungertypus in Ostpolen.

Warschau, 23. April. Wie die polnische Oppositionspresse meldet, breitet sich in der östlichen Grenzprovinz Polesien in den letzten Wochen in zahlreichen Dörfern Hungertypus aus. Die Bevölkerung ist infolge der schweren Agrarkrise und des vollständigen Darniederliegens der örtlichen Holzindustrie fast ohne Lebensmittel. Außer Kartoffeln, die in ungenügender Menge vorhanden sind, gibt es nur noch Brot, das aus gemahlener Birkenrinde und ähnlichen Zutaten hergestellt wird, aber Mehl überhaupt nicht mehr enthält. In zahlreichen Dörfern und kleinen Städten Polesiens liegen die Einwohner krank darnieder. Ihre Körper sind infolge des Hungers stark geschwollen.

Das polnische Rote Kreuz hat bereits eine Hilfsaktion eingeleitet, die jedoch bisher nicht über genügende Mittel verfügt. Die oppositionelle Presse verlangt, daß die Regierung größere Geldbeträge und vor allem Lebensmittel zur sofortigen Verteilung zur Verfügung stelle, um der weiteren Verbreitung der Hungersnot Einhalt zu tun.

Abend- und Sonntagskurse, veranstaltet von „Zensko društvo v Mariboru“ beginnen nächste Woche. Ankünfte und Anmeldungen bis Mittwoch, den 26. d. im Geschäftszentrum Brisnik. 38

Hungerndes Rußland

Streifzug durch das darbenbe Moskau.

Dem Bericht eines zuverlässigen Beobachters, der eben von einer Rußland-Reise zurückkehrte, entnehmen wir folgende ergreifende Schilderung der heutigen Zustände in Rußland:

Ein einziger Schrei ertönt heute in den Straßen der russischen Städte, längs der Eisenbahnlinien, in den Dörfern Zentral-Rußlands, der Ukraine, des Wolgagebietes, kurzum, an allen Ecken und Enden des immensen Landes: „Wir haben kein Brot!“

Wenn man durch das Zentrum der roten Hauptstadt wandelt, begegnet man bei jedem Schritt abgemagerten, verzweifelten Bauerngestalten, Männern, Frauen und Kindern, die mit klagender Stimme über ihre Hungersnot berichten. Von Raß und Fern ergießt sich der Strom der darbenenden Bauern in die Städte. Sie scheuen die Mühen und Strapazen der tagelangen Fahrt nicht, in der Hoffnung, ihr letztes Hab und Gut in den städtischen Zentren, die infolge der Requisitionen der Regierung noch über gewisse Getreidevorräte verfügen, gegen Brot einzutauschen, um auf diese Weise sich und ihre Angehörigen vom Hungertode zu erretten.

Es liegt eine ungeheure Tragik in der Tatsache, daß gerade die fruchtbarsten Gegenden Rußlands, die Ukraine, der Nord-Kaukasus, die Wolgagebiete, die seit Menschengedenken als die Kornkammer des Landes galten, heute ein erschütterndes Bild des Verfalls, der Verarmung, des Hungers und des Siechtums darstellen. Dorfgemeinden, die noch vor Jahresfrist über hundert Pferde und dreihundert Kühe verfügten, sehen heute ihren Viehbestand auf ein Fünftel, in vielen Fällen auf ein Zehntel vermindert. Die rücksichtslose Getreideaufkündigungskampagne der kommunistischen Stoßbrigaden, die vor keinen Gewaltmaßnahmen zurückschrecken, um den Bauern das versteckte und verborgene Getreide abzunehmen, brachte es soweit, daß die letzten Vorräte, die noch bei der Bauernbevölkerung übrig geblieben waren, beschlagnahmt und den staatlichen Behörden zugeführt wurden um die Brotrationen der Industriearbeiter der Beamtenschaft und vor allen Dingen der roten Armee und der G. P. U.-Mannschaften sicher zu stellen. Eine wahre Völkerverderung vollzieht sich beinahe auf allen russischen Eisenbahnstrecken. Die Rot und Zweckflüge treiben die Bauernmassen in diesem trost- und hoffnungslosen Frühling wie herbstliches Laub durch das weite Reich. Da die Eisenbahnen nicht imstande sind, diese riesigen Flüsse von Menschen zu befördern, stehen die Bahnhöfe wie Baracken aus, deren Fußböden mit stehenden, liegenden, lauernden Menschen in Schafspelzjoppen und Mützen dicht besetzt sind. Sie müssen sich häufig nicht nur Stunden, sondern viele Tage mit dieser ihnen aufgezwungenen Rast abfinden. Beim Herannahen eines Zuges ertönt die Menge die Wagons, — wohl bemerkt sind es keine Passagier-, sondern Güterzüge, die zu diesem jeder Beschreibung

spottenden Menschentransport benutzt werden — und herzerregende Szenen spielen sich dabei ab. Nur einem geringen Teil gelingt es, in den Wagen, auf den Plattformen oder auf dem Boden Platz zu finden. Sie fühlen sich glücklich, wenn sie die lange Reise stehend zurücklegen können. Der überwiegende Rest begibt sich aber in das Bahnhofgebäude zurück, wo ein neuer Kampf um jede Fußbreite des Bodens entsteht.

Während ein Pfund Brot im freien Verkauf in Moskau mit 60 und ein Liter Milch mit 90 Dinar bezahlt werden müssen — so weit ist inzwischen die Inflation fortgeschritten und dabei immer aufzutreten sind — steht man in allen Stadtteilen der Hauptstadt Geschäfte, deren Schaufenster ein Bild

größter Keppigkeit bieten. Ganze Berge feinsten sibirischer Butter geräucherter Wolgafische, Beingskaviar aus Astrachan, Pyramiden von Schinken die erlesensten Früchte aus Turkestan und sonstige Naturprodukte des Landes liegen in Hülle und Fülle aus. Dies alles ist jedoch nicht für die russischen Menschen bestimmt. Am Eingang dieser Geschäfte sind Schilder angebracht, auf denen das Wort „Torgsin“ steht, d. h. „Handel mit Ausländern“. Eigentlich beschränkt sich der Handel in diesen staatlichen Läden nicht unbedingt auf Ausländer. Auch jeder Russe hat die Möglichkeit, hier seinen Bedarf zu decken. Die Voraussetzung ist aber, daß er seinen Einkauf mit Goldmünzen oder mit ausländischen Devisen bezahlt. Es versteht sich von

selbst, daß nur die Allermäßigsten unter der russischen Bevölkerung und zwar die bevorzugten und hoch bezahlten Beamten und Ingenieure in führenden Stellungen in der Lage sind, unter solchen Umständen ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Das Gros des Volkes darbt. Die Hoffnungen, die bei der Bevölkerung in den ersten Jahren des Fünfjahr-Planes verbreitet waren, sind geschwunden. Eine lähmende Resignation und Abathie in der Verzweiflungsumgebung hat sich über das Land, das seine roten Machthaber zu einem kommunistischen Paradies zu verwandeln versprochen um es nach fünfzehn Jahren ihrer Herrschaft zu einem Hungerreich zu gestalten

Die Bernhardinerbunde wandern aus

Das Ende des Klosters am St. Bernhard

Von Michael Kupf.

Das weltberühmte Kloster am St. Bernhardpaß in der Schweiz geht nun endgültig ein. 900 Jahre lang übten von Generation zu Generation die Mönche und Novizen des alten Klosters, treu seiner liebevollen christlichen Tradition, ihre aufopfernde Tätigkeit im Dienste der Errettung verschollener und verirrtlicher Fußgänger aus. Nun sind die ehrwürdigen Patres und die Klosterbrüder im Begriff, dem Beispiel der ersten Auswanderer, des Paters Melly und des Paters Coquoz, zu folgen, die bereits vor zwei Jahren das Kloster verlassen hatten, um im Himalajagebiet in Tibet eine neue Barmherzigkeitsstätte zu gründen. Eine Gruppe von Mönchen in Begleitung von 20 Bernhardinerhunden befindet sich zurzeit unterwegs nach Tibet, wo ein neues Kloster und ein Hospiz im ewigen Schnee in einer Höhe von 4500 m über dem Meeresspiegel erbaut werden sollen. Die restlichen Bewohner der kleinen Mönchrepublik am St. Bernhardpaß werden sich nacheinander gleichfalls auf die weite Reise begeben. Danach wird das fagenummwobene Kloster nur in den Berichten und Uebersetzungen aus seiner einzig dastehenden Geschichte weiterleben. Wenn seine grauen Mauern sprechen könnten, welche Fülle von wunderlichsten Geschichten würden sie uns vermitteln!

Zu den Zeiten der römischen Cäsarenherrschaft hieß der Berg, an dessen Fuß später das Kloster errichtet wurde, Mons Jovis, d. h. Jupiter-Berg. Am Paß stand ein Tempel, in dem die Wanderer zum Gott des Himmels, des Lichtes, des Lichtes und des Donners beteten, um eine glückliche Vollendung der Fahrt zu erleben. Am Berggipfel überwachten bewaffnete Legionäre den Weg aus dem Nordosten, dem halbwildem Lande der Germanen. Im Laufe der Jahrhunderte gingen und fuhren Millionen durch den Paß, römische Kohorten, Barbaren, Sarazenen, Langobarden, Franken, Goten. Im Mittelalter und in der Neuzeit passierten viele große Männer die Klappen des Passes. Karl der Große, Konrad der Zweite, Heinrich der Vierte auf seinem Wege nach Genua, Friedrich Barbarossa u. a. Schließlich kam Bonaparte mit seinen 40.000 Soldaten, die einige Tage später die Schlacht bei Marignano gewannen.

Im Jahre 60 n. Chr. verließen die römischen Priester und Diener den Tempel Jupiters am Gebirgspass, von dem einige Jahrzehnte später nur noch Mächtige Mauerreste übrigblieben. Es dauerte 800 Jahre, bis neues Leben aus den Ruinen emporstieß. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts wurde eine neue Straße durch den Bergpaß gelegt oder, richtiger gesagt, die alte römische Straße restauriert. Im Jahre 982 errichtete St. Bernhard mit Unterstützung der Königin Jmgard und deren Gemahls, des Königs Rudolf von Burgund, das Kloster auf dem Berge, dessen Grundmauern durch neun Jahrhunderte erhalten blieben.

Vorüberziehende Truppen haben das Kloster wiederholt verunstaltet und in Brand gesetzt. Der rote Fahn veränderte in gewissen Zeitabständen das Klostergebäude immer wieder in einen Trümmerhaufen. Nur durch die Hingebung und Aufopferung der Mönche erstand es jedesmal wieder, wie der Böhmer aus der Wäse. Im Jahre 1762 verließ der Papst dem Klosterprior die Bischofswürde und unterstellte ihn unmittelbar dem Heiligen Stuhle.

Die Bergstraße über den St. Bernhardpaß war seit uralter Zeit von Fußgängern und Fahrern häufig benutzt, obwohl sie besonders in den Wintermonaten beträchtliche Schwierigkeiten und sogar Gefahren bot. Unzählige Unglücksfälle haben sich hier ereignet. Das Hospiz wurde von den Klostermönchen auf dem höchsten Punkt des Passes, in einer Höhe von 2472 m erbaut, eigens zu dem Zweck, die Strapazen der Reisenden und Wandernden zu erleichtern und den Verunglückten Hilfe zu leisten. Der Winter dauert in dieser Alpengegend acht bis neun Monate im Jahr, von häufigen Schneestürmen, dichten Nebelwägen und eisiger Kälte begleitet. Die Temperatur sinkt oft bis auf 33 Grad unter Null. Wer diese

ungastliche Gegend nicht kennt, wird sich schwer einen Begriff von der Lüge ihres Klimas machen können. Sogar während des Sommers gefriert dort das Wasser während der Morgendämmerung — so kalt sind die Nächte. In den Hochsommermonaten schneit es fast ununterbrochen in biden Floden, während im Winter Hagel in Form von wühigen, hinter und trodelnen Eiskristallen eine alltägliche Erscheinung ist. Diese Schnee- und Hagelstürme werden häufig sogar mutigen, kräftigen und abgehärteten Fußgängern zum Verhängnis.

Da die Kräfte der Klostermönche nicht ausreichen, um bei den vielen Unfällen allen Bedürftigen die nötige Hilfe zu leisten, schafften sie sich Hunde an, die auf den Hilfsdienst besonders sorgfältig dressiert wurden. Es gibt wohl kaum auf der ganzen Welt Tiere, die von einer solchen Glorie umgeben sind, wie die Bernhardiner. Der berühmteste unter diesen Heldenhunden, der „Barry“, rettete 40 Menschen das Leben. Er wurde im Alter von 8 Jahren „pensioniert“ und beendete seine irdischen Tage in Ruhe und Frieden in England, wo ein reicher Lord ihm auf seinem Landgut ein eigenes Häuschen bauen ließ. Heute steht Barry eingestopft in Berns naturhistorischem Museum in London und gilt als eine der größten Sehenswürdigkeiten dieser Sammlung. Eine Tat Barrys machte seinerzeit seinen Namen in der ganzen Welt bekannt. Auf seinem Patrouillengang durch die verschneite und vereiste Bergstraße entdeckte der Hund in einer Klust ein verunglücktes, fast eingefrorenes Kind. Der kluge Hund keckelte mit seiner warmen Zunge das Gesicht und die Hände des Kindes und hauchte es mit seinem heißen Atem so lange an, bis es wieder die Besinnung erlangte. Dann leitterte das Kind auf den Rücken seines vierbein-

gen Retters, der es auf diese Weise wohlbehalten in das Klosterhospiz brachte.

Barry war kein Bernhardiner von der heutigen allgemein bekannnten Gattung. Er war eine Dogge, genau wie alle anderen Hunde des Bernhardinerklosters bis zum Jahre 1882. In diesem Jahre gingen in einem furchtbaren Schneesturm die meisten Hunde des Klosters zugrunde. Die Mönche versuchten diesen Verlust durch Anschaffung neuer Hunde auszugleichen. Sie entschlossen sich, keine Doggen mehr, sondern Neufundländer in den Dienst zu nehmen. Im Laufe der Jahre gelang es den Mönchen, durch erfolgreiche Kreuzungen die heutigen Bernhardiner zu züchten. Diese Hunde sind glänzend dressiert und nehmen die Spur sofort auf, wenn sie einen Menschen wittern. Sie laufen den ganzen Tag hindurch in den Bergen umher, um nach Verschollenen zu suchen. Wenn sie eine Mütze, ein Kleidungsstück oder einen aus dem Schnee hervorstechenden Körperteil entdecken, so beginnen sie zu graben. Wenn sie nicht imstande sind, den Verschollenen auszugraben, rennen sie nach dem Kloster zurück, um Hilfe zu holen. Die Hunde tragen in der Regel eine mit Wein gefüllte Flasche, die an einem Halsriemen befestigt ist, ein Körbchen mit Butterbrot und Pasteten und ein paar Wolldecken auf dem Rücken.

In den letzten Jahrzehnten hatten die Mönche und Hunde des Bernhardinerklosters immer weniger zu tun. Die Zahl der Reisenden und Fußgänger durch den Paß sank mit jedem Jahr. Häufig vergingen viele Tage und Wochen, ohne daß ein Fremder in dem Klosterhospiz am St. Bernhardpaß einkehrte. Dieser Umstand veranlaßte die Klostergemeinde, sich nach einer anderen Stätte umzusehen, wo die Erfahrung und Dienstbereitschaft der Mönche und Hunde größeren Nutzen bringen könnten. Die Wahl fiel auf einen der höchsten Pässe des Himalaja, durch den eine aufrequentierte tibetanische Handelsstraße führt.

Nach 900 Jahren werden nun die Bernhardiner-Mönche und ihre treuen vierbeinigen Helfer ihre barmherzige Tätigkeit unter einem neuen Himmel, aber mit dem alten Eifer wieder aufnehmen.

Vertierte weiße Menschen

Auffeinerregende Entdeckung eines amerikanischen Forschers

Von R. Buiwer.

Eine sonderbare Entdeckung hat vor einiger Zeit der bekannte amerikanische Forscherreisende Clement Wood gemacht. Die Vorgeschichte seiner aufschlußreichen Entdeckungsfahrt entbehrt gleichfalls nicht der Originalität. Während eines Diners in Newyork, zu dem namhafte Vertreter der Kunst und Wissenschaft geladen waren, entstand eine Diskussion über die Frage, ob sich weiße Menschen in den Tropen dauernd aufhalten können, ohne ihre Gesundheit vollständig zu ruinieren. Einer der Anwesenden sagte: „In Grenada findet sich die Antwort auf diese Frage.“

Clement Wood und seine Frau entschlossen sich sofort, dem Rat Folge zu leisten, und begaben sich nach Grenada in Westindien.

Grenada ist die Insel, die Columbus auf seiner dritten Reise nach Amerika entdeckte und die er Conception taufte. Die Insel ging dann in den Besitz der Engländer über, die sie, wie manche andere Kolonie im Jahre 1650 an Frankreich veräußerten. Frankreich schickte Verbrecher und unsoziale Elemente als Kolonisten nach der Insel. Diese Kolonisten wiederum gerieten in Streit mit der indianischen Bevölkerung, die sie allmählich vertreiben. Anstelle der eingeborenen Indianer wurden Neger importiert, die gezwungen waren, Sklavenarbeiten zu verrichten. Während der unendlichen Kolonialkriege des 18. Jahrhunderts eroberten die Engländer die Insel von den Franzosen zurück. Im Jahre 1795 brach in ganz Westindien der furchtbare Negeraufstand unter der Führung des sogenannten schwarzen Napoleons Toussaint L'Ouverture aus. Erst nach der blutigen Unterdrückung dieses Aufstandes wurden die Verhältnisse auf der Insel einigermaßen friedlich.

Wood und seine Frau wandten sich an den Gouverneur, der in der Stadt St. George seine Residenz hat, und erklärten ihm den Grund ihrer Ankunft. Der Gouverneur

lachte sie aus. „Es gibt hier nur fünf oder sechs weiße Familien, die sich recht wohl fühlen“, sagte er. „Man hat Sie wohl zum Narren gehalten.“ Dem Forscher fiel es dennoch auf, daß es dem Gouverneur scheinbar nicht angenehm war, über dieses Thema zu sprechen. Wood und seine Frau wanderten durch die Stadt und suchten nach verkommenen Weißen, von deren Anwesenheit sie gehört hatten. Aber auch der einsige Arzt der Stadt St. George wollte keine Aufklärungen über die scheinbar heikle Frage geben.

Wood suchte und suchte, fand aber keine anderen Weißen außer den wenigen Familien der Kolonialbeamten. Eines Tages aber, als der Forscher in einem Walde in der Umgebung der Stadt spazieren ging, bemerkte er eine sonderbare Erscheinung im Busch. Ein menschliches Wesen kroch aus dem Dickicht heraus und legte sich in die Sonne. Das unheimliche Wesen sah sich ängstlich um, es hatte kaum das Aussehen eines Menschen — trotz blauer Augen und roter Haare. Wood fragte es nach dem Weg in die Stadt, worauf das unbekannte Wesen, scheinbar zu Tode erschrocken, in den Wald flüchtete. Dem Forscher gelang es nun, auf eine interessante Spur zu kommen. Er ließ sich die Einwohnerliste der Insel verschaffen, nach deren Angaben auf der Insel immerhin nicht weniger als 906 Weiße wohnten. Wo waren nun diese Weißen? Wood stellte noch einmal diese Frage an den Arzt, der jetzt keine Ausflüchte mehr fand und ihm den Rat gab, nach der Ortschaft St. Moritz zu fahren. Ein schwarzer Chauffeur fuhr den Forscher nach dem Ort, der den Namen des weltberühmten Erholungsortes der Schweiz trug. Die Häuser, aus denen die Siedlung bestand, lösen vollständig verwahrlost aus und verdienten nicht einmal diese Bezeichnung. Die Wände waren vollständig verfallen, während die Häuser nahe überall fehlten. Wood sah Männer,

Frauen und Kinder mit jahrlosen Müttern, die, statt zu sprechen, unverständliche Laute von sich gaben. Dennoch konnte der Forscher erfahren, daß ein Mann auf den rein englischen Namen Searles hörte. Alle Familien, die der Amerikaner sah, bestanden aus völlig verblödeten Menschen. Kaum einer hatte Zähne. Sie kamen nicht einmal die Namen der Haustiere. Manche dieser verblödeten Menschen, die außerhalb der armseligen Siedlung in den Bergen lebten, wußten nicht, was ein Haus ist und hatten nie die Bezeichnung „Tür“ oder „Fenster“ gehört. Dabei waren alle Leute unter englischen Namen in die Listen eingetragen. Sie hießen: Greaves, Edwards, Chandler, Searles, Vanfield, Bradshaw usw. — alles gute englische Namen. Es wurde dem Forscher englisch zu Mute und er kehrte nach St. George zurück, um den Arzt über diese sonderbare Erscheinung auszufragen. Der Vertreter der englischen Zivilisation fand keine Ausflüchte mehr u. erzählte dem Forscher das, was gewöhnlich vor Fremden als Geheimnis gehütet wird. Auf der Insel Grenada wohnen tatsächlich vollständig heruntergekommene, vertierte weiße Menschen, die durch Tropenkrankheiten zu dem geworden sind, was sie jetzt sind. Ihre Ahnen sind vor mehreren hundert Jahren auf der Insel eingetroffen. Niemand weiß eigentlich, aus welchen Teilen Englands sie gekommen sind. Man vermutet, daß es sich um die Nachkommen englischer Edelleute handelt, die von Cromwell nach dem großen politischen Umsturz dorthin deportiert worden sind. Nur wenige von diesen Unglücklichen weisen Zeichen primitiver Intelligenz auf. Manche schicken ihre Kinder zusammen mit Negerkindern in die Schule. Dennoch sind die Kinder dieser Weißen wild im Vergleich zu den Negerkindern. Diese Tiermenschen bebauen den Boden und leben von den notdürftigsten Erzeugnissen ihrer primitiven Arbeit. Für den Forscher bedeutet das Leben dieser von der europäischen Zivilisation vollständig isolierten Menschen ein unschätzbbares Material für biologische und psychologische Forschungen.

Bei Magen-, Darm- und Stoffwechselliden führt der Gebrauch des natürlichen „Frang-Josef“-Witterwassers die Verdauungsorgane zu regelmäßiger Tätigkeit zurück und erleichtert so, daß die Nährstoffe ins Blut gelangen; Kerzliche Fruchtsäfte heben hervor, daß sich das Frang-Josef-Wasser bei Leuten, die zu wenig Bewegung haben, besonders nützlich erweist. Das „Frang-Josef“-Witterwasser ist in allen Apotheken, Drogerien und Spezialehandlungen erhältlich.

Ein Niefenboger, der eine Frau fürchtet

Primo Carnera, der bekannte italienische Schwergewichtsboger, ist von einer Frau l. o. geschlagen worden. Er hatte sich vor vier Jahren, während eines längeren Aufenthaltes in London, in die Kellnerin Emilia Terzini, eine Engländerin italienischer Abstammung, verliebt. In unzähligen, von Liebeserklärungen strotzenden Briefen hatte er dem jungen Mädchen die Ehe versprochen, aber jedesmal, wenn Emilia ihn an sein Versprechen erinnerte, vertöbste er sie auf eine spätere Zeit. Carnera wünschte nicht, daß seine Braut weiter in einem einfachen Lokal als Kellnerin tätig sei, und dem Wunsch des Geliebten entsprechend, gab Emilia die gutbezahlte Stellung auf. Nun ist die Freundschaft endgültig zu Ende gegangen. Carnera hat auf seinen Reisen durch Amerika andere Frauen kennengelernt, seine Briefe an die Braut in London wurden immer spärlicher und blieben schließlich ganz aus.

Emilia fühlte sich betrogen und strengte beim Londoner Gericht eine Klage gegen den ungetreuen Bogemacher an. Sie hatte in dem Glauben, daß Carnera sie heiraten würde, größere Aufwendungen gemacht, und vor allen Dingen hatte sie durch das Verlassen ihrer Stellung einen großen Ausschall erlitten. Sie klagte auf Zahlung eines Schadenersatzes in Höhe von 4200 englischen Pfund, und das Gericht gab ihrem Antrag in voller Höhe statt.

Carnera scheint diese Verurteilung mit einem moralischen l. o. Hingenommen zu haben. Er äußerte, daß er endgültig von den Frauen genug habe. Merkwürdig möchte er dann die Einschränkung, daß dies mindestens so lange gelten solle, bis seine bogensche Laufbahn beendet sei. Zum Schluß erklärte er, er wolle lieber täglich einem Jolly Charley gegenüberstehen, als einmal eine Frau.

Sport vom Sonntag

„Rapid“ überrumpelt „Železničar“

4:2-Sieg der Schwarzblauen, die zur Pause bereits mit 4:1 in Führung lagen — „Rapid“ rückt mit sechs Punkten an die zweite Stelle vor

Maribor, 23. April.

Die Unterverbandsmeisterschaft ist nun bis zur unmittelbaren Entscheidung vorgeführt. Mit dem heutigen Siege hat sich „Rapid“ nun wieder den Weg in die Vordergruppe gebahnt, während die Eisenbahner nach wie vor den letzten Tabellenplatz behüten. Die Schwarzblauen haben sich auch mit dem gezeigten Spiel den Aufstieg verdient, wenn sich auch der schöne Sieg durch das zeitweise matte Gelände in der zweiten Spielhälfte nicht mehr so eindrucksvoll gestaltete. „Rapid“'s Leistung schien mit Schluß der ersten Halbzeit fast beendet, da sie hernach — wohl unnötig — die Initiative fast dauernd den Gegner überließen.

„Železničar“ entsandte seine besten Streikämpfe in den Kampf. Besselt gerade deshalb spielte die Mannschaft allzu unachtsam, da man anscheinend vom Erfolg überzeugt war. Im Hinter- und Mittelspiel wurde u. dies ganz insbesondere in der zweiten Spielhälfte brave Arbeit geleistet, doch brachte es der Angriff nicht zuwege, den richtigen Schwung in seine Aktionen zu bringen. Die fünf Stürmer spielten zu wenig einheitlich und beschloßen ihre, zuweilen auch nicht ungefährlichen Attacken allzu kraftlos.

„Rapid“ ging diesmal mit unglaublicher Energie vom Start weg, so daß den Kampf auch ein Knalleffekt einleitete. Schon im Bruchteil der ersten Sekunde konnte Prindić seine Mannschaft in Führung bringen. Die Schwarzblauen griffen weiter energisch an und kaum wenige Minuten darauf erzielte Benković aus ziemlicher Entfernung in kräftiger Weise den zweiten Treffer. Wieder vergingen nur wenige Minuten und Hardinka stellte sich mit einem Treffer ein. Jetzt erkannten erst die Eisenbahner den Ernst der Lage und legten nun ihre ganze Kraft in den Kampf. Doch weder kam der gefährliche Benković zum Schuß und schon landete der vierte Treffer im Netz, wo

bei noch Hardinka die restliche Arbeit besorgte. Endlich gelang es den Eisenbahner fünf Minuten später, durch Giffert um einen Treffer aufzuholen. Nach beiderseits ergebnislosen Versuchen gingen die Schwarzblauen mit 4:1 führend in die Pause. Die zweite Spielhälfte verlief weit ein-

töniger. „Rapid“ konnte — ziemlich ungruppiert — das Spiel von vorher nicht wiederholen. Allerdings ist Benko arg verletzt worden, so daß dem Angriff der richtige Drang nach vorne fehlte. Die Eisenbahner mühten die Situation voll und ganz aus und zogen wiederholt vor, doch zerstückelten ihre Angriffe fast immer an dem Bollwerk der gegnerischen Verteidigung. Nur einmal mußte Herrmann den Ball passieren lassen. Der Schütze war Golinar. Es boten sich noch einige Chancen, doch endete der Kampf 4:2.

Schiedsrichter Podušić, der den Kampf einwandfrei leitete, konnte auch diesmal wieder gefallen.

Im Vorspiel reichten sich die Reservemannschaften beider Vereine mit 2:2 die Hände.

Der sechste Ligastart

„Dajdut“ verbleibt an der Spitze. — „Dajdut“ — „Gradjanski“ 2:0. — „Concordia“ — „Slavija“ (Dijete) 4:0. — BSK — „Slavija“ (Sarajevo) 7:2.

Maribor, 23. April.

Die gestrige sechste Runde der Wettkämpfe der Nationalliga brachte nur drei Spiele. Das Spiel BSK — „Bojvodina“ wurde wegen des Gastspieles der Prager „Sparta“ abgesetzt, während „Jugoslavija“, „Primorje“ und „Dajdut“ spielfrei waren. Die Tabelle gestaltete sich nach dieser Runde folgendermaßen: 1. Dajdut 8 Punkte, 2. Jugoslavija 6, 3. Gradjanski 6, 4. BSK 6, 5. Concordia 5, 6. BSK 5, 7. Slavija (Dijete) 5, 8. Dajdut 4, 9. Primorje 4, 10. Bojvodina 3, 11. Slavija (Sarajevo) 2.

Sonstige Spiele

- Ljubljana:** Ilirija—Eisenbahner (Zagreb) 2:0.
- Belje:** Athletik—Sportklub—Olymp 3:2.
- Beograd:** BSK—Sparta (Prag) 1:2 u. 2:1. Beim zweiten Spiel kam es zu großen Ständen.
- Zagreb:** Viktoria—Sparta 3:0. Viktoria erlangt mit diesem Spiel die Unterverbandsmeisterschaft.

Split, 23. April.

Bei einer Rekordanzahl von Zuschauern ging heute der Ligakampf zwischen „Dajdut“ und dem Zagreber „Gradjanski“ in Szene. Erst nach erbittertem Kampfe siegte „Dajdut“ mit 2:0 (1:0).

Zagreb, 23. April.

Staatsmeister „Concordia“ fertigte im heutigen Ligakampf die Dijseter „Slavija“ überlegen mit 4:0 (1:0) ab.

Sarajevo, 23. April.

Die Beograder Amateure behielten heute hier im Kampf gegen „Slavija“ mit 7:2 (3:1) die Oberhand. „Slavija“ konnte auch diesmal keinen ebenbürtigen Gegner stellen.

- Prag:** Slavia—Mladno 4:0, Liben—Teplitzer 2:2.
- Wien:** Austria—Wader 3:3, BAC—Hakoah 5:1, FV—WAC 1:0, Sportklub—Wienna 2:1, Rapid—Ujpest 6:1.
- Paris:** Frankreich—Spanien 1:0.
- Budapest:** Hungaria—Ferencvaros 2:1.

Flanagan schwimmt Weltrekord. Bei einem Meeting in Miami verbesserte der 16-jährige Ralph Flanagan den Weltrekord über 400 Yards auf 4:21.4 und über 500 Yards auf 5:21.2.

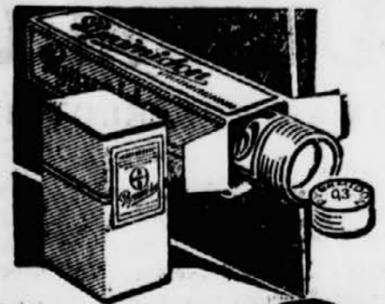
USA gegen Berliner Olympia. Der Präsident des Amerikanischen Olympischen Komitees, Avery Brundage, gab seiner persönlichen Meinung Ausdruck, daß die Olympischen Spiele des Jahres 1936 „nicht in einem Lande stattfinden werden, das mit dem wichtigsten Olympischen Grundsatz der Gleichheit aller Rassen der Welt im Widerspruch stehen würde“. Bekanntlich sollen die Olympischen Spiele 1936 in Berlin abgehalten werden.

Oster-Skispringen. Beim Osterpringen von Arosa siegte Badrut (St. Moritz) mit Note 232.3 und Weiten von 53, 58, 63 Metern vor Trojani (Gstaad) 313.3. Kieger (Unterwasser) verbesserte bei der Veranstaltung den Schanzenrekord auf 64 Meter. — Auf der Zugsitze fand Montag ein Skispringen statt, an dem sich 44 Springer beteiligten. Leider ging die Konkurrenz nicht ohne Unfall zu Ende. Der Innsbrucker Gumpold stürzte so unglücklich, daß er mit einer Gehirnerschütterung und inneren Verletzungen ins Krankenhaus geschafft werden mußte. Die Ergebnisse waren: 1. Stöckli (Berchtesgaden) 34, 36, 34 Meter; 2. Oster (Partenkirchen) 34, 34, 34 Meter; 3. Miel (München) 32, 34, 36 Meter.

Radio

Montag, den 24. April.

Ljubljana, 12.15 Uhr: Mittagsmusik. — 17.30: Nachmittagskonzert. — 18.30: Esperanto. — 19: Serbokroatisch. — 20: Konzert. — 22: Abendmusik. — Vögrad, 20: Violinkonzert. — 20.45: Chor-



Nur in diesen Packungen mit dem Bayer-Kreuz erhalten Sie die echten



PYRAMIDON-Tabletten.

Pyramidon

TABLETTE

Hersteller: „JUGOFA“ B. G. Zagreb, Gajum 52.
 National registriert unter B. Nr. 2031 u. 28. I. 1933

vortrag. — 21.15: Abendmusik. — 22.15: Zigeunermusik. — Wien, 19.35: Volks-tümliches Konzert. — 21.10: Orchesterkonzert. — 22.35: Tanzmusik. — Geisberg, 20.05: Militärkonzert. — Bresslau, 20: Abendveranstaltung. — Posteparisien, 20.30: Konzert. — 21.40: Abendmusik. — London-Regional, 20: Abendmusik. — 21: Brahms-Abend. — 22.30: Tanzmusik. — Mühlacker, 20: Wiener Walzer. — 21.05: Bruckner-Abend. — 22.20: Liedervortrag. — 23.30: Tanzmusik. — Leipzig, 20: Brahms-Abend. — 22.30: Deutsche Volksmusik. — 23: Nachtmusik. — Bukarest, 20.15: Klavierkonzert. — 21: Leichte Musik. — Rom, 21: Orchesterkonzert. — 22.15: Abendmusik. — Zürich, 19.45: Leichte Musik. — 21.40: Spätkonzert. — Langenberg, 20.20: Abendmusik. — 21: Konzert. — 23.30: Tanzmusik. — Prag, 20: Operettenabend. — Döberitzallee, 21: Orchesterkonzert. — 22: Komödienaufführung. Sodann Nachtmusik. — München, 20.05: Chorgesang. — 21.40: Sinfonie. — 22.45: Tanzmusik. — Budapest, 20: Sziget Christi-Dratorium. — 23: Nachtmusik. — Warszawa, 20.15: Dratorium-Aufführung. — 22.35: Abendmusik. — 23: Tanzmusik. — Davenport National, 20: Klavierkonzert. — 22.20: Abendmusik. — 22.40: Tanzmusik. — Königswusterhausen, 20.00: Brahms-Abend. — 23: Nachtmusik.

Praktische Winke

h. Vinoleumteppiche reinigt man am besten mit lauwarmen Sodawasser. Nach dem Trocknen reibt man sie mit Bohnenwachs ein, doch darf dies nur ganz dünn geschehen. Dagegen sollte man die Reinigung je nach Gebrauch des Teppichs alle 4—6 Wochen vornehmen.

h. Brennspiritus ist denaturiert und riecht deshalb entsetzlich, was die Hausfrau besonders beim Plätten als äußerst lästig empfindet. Der Geruch läßt sich mildern, wenn man etwas Weinsäure in dem Spiritus auflöst.

h. Metallbuchstaben an Fenstern werden auf folgende Weise befestigt: 15 Teile Sodalasche, 5 Teile Leinöl, 3 Teile Terpentin und 5 Teile flüssiger Marineleim werden im Wasserbad geschmolzen und erhalten einen Zusatz von 10 Teilen trocken gelöschtem Kalk.

h. Vor dem Streichen der Fußböden sind diese gründlich zu reinigen, jedoch nicht mit Soda oder Seifenwasser. Beide Putzmittel wirken nämlich auf den folgenden Anstrich. Diesen nimmt man erst nach vollständigem Trocknen des Bodens vor. An feuchtem Holz zieht die Farbe Blasen, springt nach einiger Zeit ab und klebt auch nach dem Strich. Die abgetretenen Stellen streicht man vor, und nach deren Trocknen den ganzen Boden gleichmäßig mit Delfarbe. Ist diese trocken, dann folgt ein ganz dünner und gleichmäßiger Ueberzug mit Bernsteinlack. Der ganze Anstrich erhält dadurch einen schönen Glanz und wird außerdem sehr dauerhaft, da der Lack gut härtet. Beim Streichen muß Öl und Lack öfters umgerührt werden, weil der Farbstoff infolge seiner Schwere schnell zu Boden sinkt. Die Dielen streicht man je einmal längs und quer. Spirituslack trocknet sehr schnell, ist aber andererseits nicht so dauerhaft wie Delfarbe oder Bernsteinlack.

Kleiner Anzeiger

Anfragen (mit Antwort) sind 2 Dinar in Briefmarken beizulegen, da ansonsten die Administration nicht in der Lage ist, das Gewünschte zu erledigen.

Verschiedenes

100% gute Ware

Leinen, Seide, Stoffe

usw. im 2623

TRPIN - BAZAR

Surkol vernichtet sicher Ruffen und Schwaben. Din 10. Drogerie Kanc. 4911

Realitäten

Haus bei der Reichsbrücke ist preiswert zu verkaufen. Auskunft: Bender, Taborstra 4. 4922

Zukaufen gesucht

Schreibisch, groß, gut erhalten zu kaufen gesucht. Anträge unter „Schreibisch“ an die Verw. 4930

Kaufe reine Sauerbrunnalchen zu 2 Din. das Stück. Maribor, Kopitarjeva G. Hausmeister. 4901

Schön möbliertes Kabinett, rein, separ. Eingang, elektr. Licht, mit 15. April zu vermieten. Pragoza ul. 8, Part. links. 4105

Zu verkaufen

Indian-Scout, sehr gut erhalten, günstig zu verkaufen. Atelier, Mitkosičeva G, Pol. 4915

Komplette neue Küche, weiß emailliert, um 1000 Din zu verkaufen. Tischlerarbeiten werden billigst ausgeführt. Mitkosičeva ul. 6, Tischlerei. 4929

Leset und verbreitet die

»Mariborer Zeitung«

Zu vermieten

Möbl. Zimmer, südseitig, Part-nähe, separ. Eingang, elektr. Licht, sofort an einen Herrn zu vermieten. Adr. Verw. 4933

Schön möbl. Zimmer, sonnig, separiert, Zentrum, sofort zu vergeben. Adr. Verw. 4934

Alle Jahresabonnenten erhalten gratis eine

Goldfüllfeder

14 karat. orig. amerik. (Parker-system mit Druckfüllung) oder

Kürschners Handlexikon

900 Seiten mit 89 Tafeln oder eine

Markenröhre

Verlangen Sie noch heute kostenlose Probennummer von der

ADMINISTR. DER „RADIOWELT“. WIEN I. PESTALOZZIGASSE 6

Ausführlichste Radioprogramme, interessante Lektüre, reichhaltiger technischer Teil, Bauanleitungen. Kurze Wellen, Tonfilm, Sprachkurse, spannende Romane, viele Kupferdruckillustrationen

Du bist die Ruh...

ROMAN VON KLOTHILDE STEGMANN-STEIN

Copyright by M. Feuchtwanger, Halle (Saale) 34. Fortsetzung

Dem lieber Andre!

Unsere Geschäfte laufen gut. Ich habe einen Monopolvertrag mit verschiedenen großen deutschen Firmen abgeschlossen, die ausschließlich unsere — Filme . . . übernehmen werden. Ich hoffe, daß wir damit der Deutsch-Südamerikanischen Filmcorporation den Wind aus den Segeln genommen haben. Die Stars, die wir haben, scheinen mir mindestens so gut wie das, was Saxon und Breitner sich gesichert haben. Einzig und allein das Südamerikageschäft gefällt mir nicht. Unsere kleine Jeanette scheint mir für die Rolle der Louise nicht geeignet. Viel zu wurmförmig für die Anfangsjahre. Man wird ihr die Unschuld und Naivität nicht glauben. Aber ich habe auf meiner Reise eine kleine Deutsche entdeckt. Ich sage Dir: zum Küssen. Das genaue Double Jeanettes, nur mit jener unzerstörten Reinheit, die die kleine Kokotte Jeanette nur vorläufig hat. Sie wäre eine ideale Besetzung für die Rolle der Louise in den ersten Akten, vorausgesetzt, daß sie sich so gut photographiert, wie sie aussieht, und spielen kann. Ich habe sie hier aufgestöbert und hoffe, daß sie meinen Vorschlägen zugänglich sein wird. Es ist im übrigen ein so schönes Weib, daß sie für mich auch in anderer Weise in Frage käme. Aber Du weißt, wie vorsichtig wir sein müssen, und daß es außer den Zensurandalen, die wir mit unserem Film für Südamerika schon hatten, nicht noch andere Skandale geben darf. Sollte es mit dieser Kleinen, von deren schauspielerischen Fähigkeiten ich ja, wie gesagt, noch nichts weiß, nichts werden, so müßten wir wohl eher über Jeanette Morrier für beide Rollen nehmen. Vielleicht aber könnte man die kleine Deutsche bekommen und Jeanette nur als Double in den südamerikanischen Varietéshows auftreten lassen. Nun, wir werden ja sehen.

Dein Bruder Gaston Chivot.

Vore war schnell aus dem Korridor in die hinteren Räume der Pension geeilt. Das war ein unangenehmes Zusammentreffen! Mußte dieser Franzose auch gerade in die Pension Frau Stettens geraten! Was ob es nicht genug Pensionen und Hotels in Berlin gäbe.

Ihre Abneigung gegen ihn, die damals bei den internationalen Schilderungen seiner Weltreisen eingeschlagen war, wachte

erneut und verstärkt auf. Dieser Mann hatte einen Blick und eine Art, einen Menschen anzusehen, die ihr körperliches Uebelkeiden bereitete. Aber was half es. Er war ein Gast im Hause Frau Stettens und sogar ein sehr gut zahlender Gast. Waren doch die beiden Zimmer, die Professor Schönberg bisher bewohnt hatte, die teuersten im ganzen Hause. Man mußte sich also bemühen, ebenso freundlich wie zurückhaltend gegenüber dem neuen Gast zu sein. Sie zwang sich, ruhig zu werden, und bald stand sie mit gleichmütigem Gesicht in dem Geschirrzimmer und zählte sorglich die Teller ab, die das Hausmädchen ihr, poliert und in Stößen zusammengelegt, zureichte.

Das Unbehagen Vores durch die Anwesenheit Monsieur Chivots hier in dem Hause schien in den nächsten Wochen unbeeinträchtigt. Monsieur Chivot versuchte nicht, mit Vore in nähere Beziehungen zu kommen. Er grüßte sie sehr ergeben, wenn sie sich zufällig im Hause trafen. Er sprach ein paar Worte mit ihr über das Wetter, über die Vergnügungen, die die in Berlin beginnende Saison für die Fremden brachte. Aber alles das war durchaus respektvoll und unversänglich.

So vergaß Vore ihr Mißtrauen und begegnete ihm allmählich unbefangener. In ihrem starken Gerechtigkeitsinn schalt sie sich sogar im stillen, daß sie sich von einem flüchtigen Eindruck so hatte beeinflussen lassen. Und sie bemühte sich, ihre frühere unhöfliche Räte wieder gutzumachen.

Sie hatte jetzt auch anderes zu denken als ihre eigenen Angelegenheiten. Horst's Forderungen waren allmählich immer dringlicher geworden. Sie hatte bereits mehr als die Hälfte ihres Gehalts ihm gegeben. Und immer wieder kam er mit neuen Wünschen. Jedesmal sprach er gehemmt von der großen Chance, die endlich einmal kommen müßte. Aber Vore glaubte nicht daran. Sie sah nur, wie ihr mühsam erarbeitetes Geld Horst unter den Händen zerrann.

Heute war er wieder bei ihr gewesen und hatte nicht gerührt, bis sie ihm fünfzig Mark gegeben hatte. Müde sank Vore, als sich die Tür hinter dem Bruder geschlossen hatte, auf dem Korbfessel ihres kleinen behaglichen Stübchens zusammen. Das im Hinterkorridor gelegen war. Was sollte werden,

wenn alles, was sie erarbeitete, Horst durch die Finger floß? Wo er sein Geld ließ, sie wußte es nicht. Sie wußte nur: Was sie auch verdiente, es würde nicht reichen, um ihn zu befriedigen.

In solchen Stunden fühlte sich Vore von Humus doch sehr, sehr verlassen. Frau Stetten mochte sie mit ihrem Kummer nicht lomen. Die hatte selbst den Kopf voll und mußte alle Kräfte zusammenhalten, um in diesen schwierigen Zeiten den Betrieb der großen Pension aufrechtzuerhalten. Außerdem schämte sich Vore, ihr einen Einblick in Horst's Leben zu geben. Wer weiß, ob Frau Stetten dann nicht anordnen würde, daß Horst nicht allzuoft im Hause erschien. Ohnehin hatte sie neulich gesagt:

„Es scheint mir, Vore, als ob Sie sich zu sehr von dem Menschen ausnützen lassen. Ich habe zwar kein Recht, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, aber denken Sie daran, daß Ihnen kein Mensch hilft, wenn Sie einmal nicht mehr arbeiten können.“

Das Herz lag Vore schwer in der Brust. Sie war ja noch so jung. Sie sehnte sich so nach ein wenig Freude, nach ein wenig Glückseligkeit, nach Menschen, die sie lieb hatten, zu denen sie gehörte, mit denen sie einmal heiter sein konnte. Aber alles war weit fort. Leni Bindermann ging ganz in ihrem jungen Lebensglück auf, und nur kurze Karten und Briefchen flatterten vom Karls Hof her zu Vore. Und der, an den sie immer denken mußte, war weit fort. In den Reitungen las Vore ab und zu kurze Notizen über die deutschen Künstler, die drüben in Hollywood filmten. Immer wieder begegnete sie dem Namen des heimlich Geliebten in Verbindung mit dem Namen Sonia Detzys. Und immer wieder fragte ihr leiberrülltes Herz, warum das Schicksal ihr diesen Mann in den Weg geführt, um ihn ihr wieder zu entreißen.

Sie konnte es heute nicht allein in ihrem Zimmer aushalten. Sie hatte zufällig ihren freien Abend, den sie sonst fast immer zu Hause, schreibend, lesend oder nähend verbrachte. Heute aber packte sie eine plötzliche Sehnsucht, herauszukommen aus der Enge ihres Zimmers. Menschen zu sehen, Licht und Leben. Vielleicht, daß irgendwo ein billiges Konzert war, das sie ludte, oder ein Vortrag, der ihren Gedanken eine andere Richtung gab. Kurzum, irgend etwas, was sie von sich selbst loslöste.

Bald ging sie — angekleidet in ihren schwarzen Mantel und einem schwarzen Seidenkleidchen mit dem weißen Kragen, das kleine schwarze Hüßchen auf dem goldbraunen Haar — durch das Wohnzimmer, das jetzt um diese Stunde vollkommen leer lag. Gerade als sie die Vordehür durchschritt, öffnete sich die Tür zu den Zimmern

Monsieur Chivots. Chivot kam, angekleidet mit einem dunklen Mantel und steifem schwarzen Hut, heraus.

„Oh, Mademoiselle!“ sagte er erstaunt. „Sie wollen ausgehen? Darf man fragen, wohin?“

„Ich weiß es selbst nicht, Monsieur Chivot. Ich habe plötzlich etwas bekommen, ich weiß nicht, wie Sie es in der französischen Sprache nennen, zu deutsch nennen es die Studenten „Subengraus!“ Ich möchte irgend etwas sehen, um auf andere Gedanken zu kommen, aber ich weiß nicht, was. Nun ich werde schon irgend etwas finden.“

Sie nickte freundlich mit dem Kopfe und ging zur Tür hinaus.

Chivot stand einen Augenblick da und sah ihr nach.

Dann eilte er ihr nach und erreichte sie auf dem ersten Treppenabsatz.

„Mademoiselle! Lassen Sie es nicht als Zudringlichkeit auf. Ich habe heute zu einer Kino-Premiere Billets bekommen und habe, offen gestanden, nicht gewußt, wem ich die zweite Karte geben soll. Es würde mir eine besondere Ehre sein, wenn Sie diese zweite Karte benutzen würden.“

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Monsieur Chivot, aber so waren meine Worte nicht gemeint. Ich werde sicherlich schon etwas finden, und Sie werden für Ihre Karte vielleicht eine bessere Verwendung haben.“

„Keine bessere Verwendung, Mademoiselle, als Ihnen eine kleine Freude zu machen. Ich bitte Sie, nehmen Sie die Karte an. Was ist denn dabei? Wir sehen uns zwei Stunden lang den neuen Film an, der hier in einem der ersten Theater läuft, und dabei haben Sie Gelegenheit, einiges von der internationalen Welt zu sehen. Denn ich weiß, daß zu der heutigen Premiere die verschiedensten Völkchen ebenso Karten bekommen haben wie die Elite der künstlerischen Welt, der Finanz und der großen Gesellschaft. Vielleicht würde es Ihnen Spaß machen, das alles einmal zu sehen. Es ist ein Theater im Theater.“

„Aber dazu bin ich doch gar nicht angezogen, Monsieur Chivot“, meinte Vore abgernd, dennoch schon etwas bezwungen von der Schilberung Chivots. „Sicherlich erscheinen da alle Damen in Abendkleidung. Da kann ich mich nicht neben Ihnen in meinem kleinen Fräulein sehen lassen.“

„Oh, Mademoiselle“, beteuerte Chivot, „wie Sie auch gekleidet sind, Sie werden immer eine der entzückendsten jungen Damen sein und mir eine Ehre erweisen, wenn Sie ein paar Stunden mit mir zusammen verbringen. Sie haben es sicher sehr nötig, einmal hier herauszukommen, und ein junger Mann wie Sie kann doch nicht nur an Arbeit denken. Das Leben ist so schön, wenn man es nur ein wenig näher kennen lernt.“

Wohltäter der Menschheit

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, wann das erste Spital in Europa gegründet wurde. Nach den neuesten Forschungen dürfte dies im Jahre 380 n. Chr. gewesen sein. Der Name dieses Instituts läßt sich heute jedoch nicht mehr feststellen.

Hundert Jahre später wurde das berühmte St. Johannes-Spital gegründet. Es ist dasselbe, was Friedrich Schiller in seiner Ballade „Der Kampf mit dem Drachen“ erwähnt. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden die Kranken in Klöstern aufgenommen und von Mönchen gepflegt. Wie die Ueberlieferung schildert, sollen unter diesen Geistlichen ganz hervorragende Operateure gewesen sein.

Nach der Auflösung der Klöster in England stellte Heinrich der Achte das St. Bartholomäus-Kloster in London als Spital zur Verfügung, das im Jahre 1128 von dem Mönch Rahere gegründet worden war.

Speziell in England verdanken viele englische Spitäler ihre Errichtung der privaten Wohltätigkeit. Guys Hospital in London in das in erster Linie Findelkinder aufgenommen werden, verdankt seine Errichtung einem sehr romantischen Umstand: Ein Matrose aus Southwark, Thomas Guy, der seine Eltern nie gekannt hatte und den man als kleines Kind, in schmutzige Leinwand gewickelt, auf der Landstraße gefunden hatte, war auf einer Reise in der Südsee zu großem Vermögen gelangt, da er auf einer verlassenen, kleinen Insel einen

großen Schatz gefunden hatte. In die Heimat zurückgekehrt, lebte er natürlich auf großem Fuße, und als er starb, vermachte er sein gesamtes Vermögen in der für die damalige Zeit außerordentlichen Höhe von fünfundsiebzigttausend Pfund Sterling dem erwähnten Spital mit der Bedingung, daß dort in erster Linie Findelkinder aufgenommen werden sollten.

Eine andere romantische Geschichte betrifft die Gründung des Londoner Findelhauses und Kinderspitals, das zu den größten und bestbelegtesten der Welt gehört. Das Findelhaus wurde vor 180 Jahren eben-

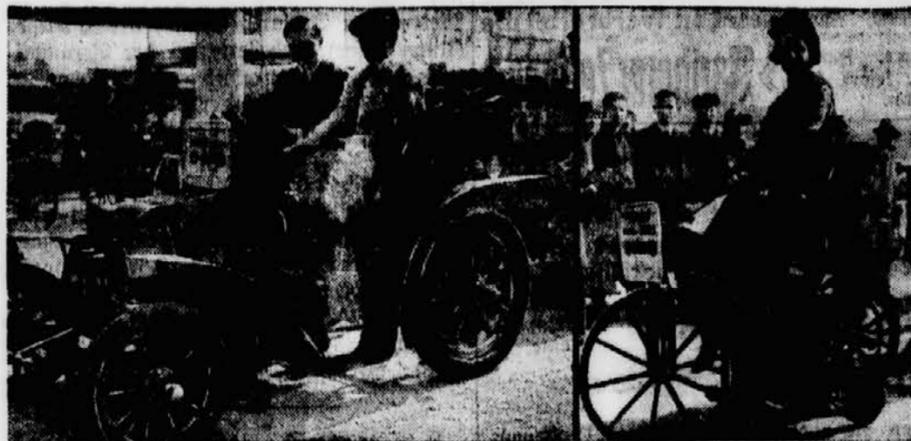
falls von einem Seemann, Thomas Gordin, gegründet, der, ein sehr gutherziger Mensch, stets betrübt war, wenn er die vielen verhungert aussehenden und kaum bekleideten Kinder in den Straßen der englischen Hauptstadt sah, um die sich niemand kümmerte, die seit ihrer Geburt verlassen und niemand waren, zu denen sich niemand kennen wollte. In jener Zeit war es üblich, einen geräumigen, leeren Korb zur Nachtzeit vor die Tore des Findelhauses zu hängen, damit jene Mutter, die ihr Kind nicht bei sich behalten wollte, es hineinlege. Schon am ersten Tag nach der Eröffnung des

Findelhauses wurden nicht weniger als 117 Kinder in den Korb gelegt. Schließlich wurde der Skandal so groß, daß die Bestimmung getroffen wurde, man möge nur solche Kinder in das Findelhaus aufnehmen, denen man 100 Pfund in den Korb mitgegeben hatte. Erst im Jahre 1801 wurde dieses Gesetz aufgehoben, und man nahm jedes Kind auf, das in dem Korb lag.

Auf der Suche nach dem Herzen Mirabeaus.

Die französische Gesellschaft für Geschichte und Archäologie ist seit einiger Zeit auf der Suche nach dem Herzen Mirabeaus. Man hat aus alten Dokumenten festgestellt, daß die Eltern Mirabeaus zuerst im Schloß Marais beigesetzt waren, daß man aber die Leichname später exhumiert und in der alten Kirche beigesetzt hat. Aber auch dort sollten sie noch nicht ihre letzte Ruhe finden. Nach einigen Jahren wurden sie nach der neuen Parochialkirche in Argenteuil gebracht. Das Herz Mirabeaus soll in einem kleinen Bronzekästchen in unmittelbarer Nähe der Leichname seiner Eltern beigesetzt worden sein. Bei den Ausgrabungsarbeiten, die unter der Leitung sachverständiger Forscher vorgenommen wurden, stieß man auf zwei Bleifürge, die mit allen Vorsichtsmaßnahmen geöffnet wurden. Unter den Gebeinen in den Särgen fand man aber keine Spur von der Urne mit dem Herzen des großen Staatsmannes. Es ist möglich, daß das Herz bei den wiederholten Ausgrabungen und Transporten verloren gegangen ist, wahrscheinlich ist es auf dem Begräbnisplatz der alten Kirche geblieben. Die Gesellschaft setzt die Suche nach der Reliquie fort.

Aus den Kindertagen des Automobils



Im Rahmen der Carl-Benz-Gedächtnisfeier in Mannheim fand auch ein Autotorso statt, an dem Fahrzeuge aus den ersten Anfängen des Kraftwagenverkehrs teilnahmen. Auf unserem Bilde links sieht man

den bekannten Rennfahrer Manfred von Brauch am Steuer eines „schnitigen“ Mercedes aus dem Jahre 1900 — rechts eine Motorportlerin auf einem Mercedes-Motorrad aus dem Jahre 1885.